

(Nachdruck verboten.)

72]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Fridchen, die erst mit verwunderten Augen umhergestarrt, fing jetzt kläglich an zu weinen; sie fürchtete sich vor der wüsten Stube, fürchtete sich auch vor der Mutter und klammerte sich, von ihr zurückweichend, an den Kof der Wartuschewski.

Das brachte Mine wieder zu sich. Sie die noch ungeglätteten Haare aus dem Gesicht streichend, erhob sie sich mit einem tiefen Seufzer. Es half doch alles nichts, das war nun mal so. Sie machte sich ans Aufräumen. Die Wartuschewski war so freundlich und nahm ihr die Scherben mit nach unten — ihr schönes Porzellan eigenhändig in den Müllkasten werfen, nein, das konnte sie nicht, das brach ihr das Herz.

Die Sonne lachte so freundlich, so heiter wie nur je, als Minekehrte und wuschte und ordnete. Der große Petroleumfleck beim Tisch war so leicht nicht herauszubringen, trotz allen Scheuerns; schwerer noch die eingetrockneten Blutstropfen. Mine mußte sie erst mit dem Daumennagel von der Diele tragen.

In ein paar Stunden war alles blank; sie hatte gleich die Gelegenheit benutzt und Groß-Reinmachen gehalten, die Wände abgestaubt, das Fenster gepußt. Nun sah sie sich um: alles wieder so, als sei nichts geschehen, und doch — ihr Blick traf den leeren Küchenrahmen, und ihr Gesicht, das sich während der Arbeit ein wenig erhellt hatte, wurde sehr finster.

Als es Mittag geworden, entschloß sie sich doch noch, waschen zu gehen. Vielleicht, daß ihr die Dame nicht böse war, wenn sie wenigstens den halben Tag kam; schaffen würde sie's ja schon noch, wenn sie sich mit doppeltem Eifer daran machte. Denn verlieren durfte sie jetzt keine Stelle, gar keine! Verstörten Blicks starrte sie den leeren Küchenrahmen an, und dann, das für Fridchen zu kleine Körbchen — was würden da alles für Ausgaben kommen?! Der Angstschweiß brach ihr aus. Sie nahm Fridchen an die Hand und stieg mit schwerem, müdem Schritt die Treppen hinunter.

Als Artur gegen Mitternacht nach Hause kam, die Hände in den Hosentaschen, anscheinend sorglos pfeifend, war Mine noch auf. Er hatte gehofft, sie schon schlafend zu finden. Aber es war sehr spät geworden, bis sie die Wäsche fertig gebracht; nun entkleidete sie eben erst das schlaftrunkene Fridchen.

Sie rührte sich nicht bei seinem Eintritt, sondern blieb beim Körbchen hocken und drehte ihm so den Rücken.

Nur der Mond gab Beleuchtung. Sie hatten ja kein Dämpchen mehr. Es durchzuckte Artur, und dann sah er den leeren Küchenrahmen. Verflucht! Er fuhr sich mit der Hand über die notdürftig verbundene Stirn — au — der Schmiß schmerzte noch ganz empfindlich! Ueberhaupt war ihm ganz erbärmlich zu Mut, und wenn er pfiß, so tat er's wahrhaftig nicht zum Vergnügen. Sie dachte gewiß, er wäre wieder im Wirtshaus gewesen — profit Mahlzeit, dazu hatte er kein Geld mehr — und auch keine Lust. Die ganz Zeit nach Feierabend hatte er bei den Alten im Keller gehockt.

Die Mutter, die einen Bank mit Mine witterte, hatte ihn kajioliert, ihm, was sie Gutes besah, aufgetragen und war dabei weiblich über die Schwiegertochter hergefallen. Er hatte zugehört, ohne Gegenrede, in stummem Troß. Aber als der Vater aus seiner Stumpfheit auffuhr: „De Mine is jut“, hatte er auch nicht widersprochen.

Nein, schlecht war sie auch nicht! Er sah nach ihr hin, während er sich entkleidete, und pfiß lauter. Sie rührte sich noch immer nicht, sie stand auch nicht auf, obgleich Fridchen längst eingeschlafen war.

Na, denn nicht! Seine niedergeschlagene Miene wurde verlegen; ärgerlich die Stiefel ausschleudernd, warf er sich ins Bett, daß das krochte.

Der Mond schien ihm voll ins Gesicht, unerquickliche Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf, und doch schlief er rasch ein. Da legte sich Mine nieder, und auch sie schlief rasch ein.

Viel Ueberflüssiges hatten sie nie miteinander geredet;

jetzt sprachen sie kein Wort. Ohne „Gutenmorgen“ standen sie auf, ohne „Adieu“ gingen sie fort, ohne „Gutenabend“ kamen sie wieder. Das ging so ein paar Tage.

Heut war Sonnabend, Wochenschluß, das letzte Mal, daß Artur in die Druckerei ging.

Am Abend war er längst zu Hause, als Mine wiederkam. Als sie eintrat, sah er am offenen Fenster, den Elbogen aufgestützt, und startete in den nächtlichen Himmel.

Heute hielten die Wolken den Mond versteckt, es war regenfeucht und dunkel.

Sie tappte hin und her, nur ein schwacher Schimmer ließ sie das Nötige finden. Was er noch nie getan, Artur hatte Feuer gemacht und ihr einen Kaffee gekocht. Sie dankte nicht dafür, aber sie goß sich eine Tasse voll ein, und er hörte sie mit Behagen schlucken und schlürfen.

Eine stumme Viertelstunde verstrich; noch immer saß sie beim Deschen.

Fridchen war noch nicht zu Bett gebracht, Artur hatte sie auf den Schoß genommen; erst war sie schon zurückgewichen, als der Vater sie an sich gezogen, dann hatte sie sich locker lassen. Nun schlief sie, das Köpchen an seine Brust gedrückt, und er legte seine Wange auf ihr weiches Haar.

Das Schlürfen hatte aufgehört.

„Hat's jeschmeckt?“ fragte er unsicher.

Keine Antwort. Wieder stumme Minuten.

Jetzt näherte sich ihr schwerer Tritt dem Fenster. Sie wollte ihm das Kind vom Schoß nehmen, er hielt es fest.

„Gib her,“ sagte sie hart.

„Ne.“

Sie zog sich wieder zurück, setzte sich an den Tisch, ließ die Arme schlapp herunterfallen und beugte sich vornüber.

Ob sie schlief? Man konnte keinen Atemzug hören.

Eine beklemmende Stille war im Zimmer.

Jetzt regte sich Fridchen auf seinem Schoß und seufzte; sie lag wohl unbequem?! Behutsam stand er auf und trug sie zum Körbchen. Es war das erste Mal, daß er sein Kind zu Bett brachte. Er fühlte das weiche Körperchen unter seinen Händen, streichelte das weiche Hälschen, die weichen Weinchen und dachte bei sich, daß es ganz was Nettes darum sei und wohl zu begreifen, warum die Weiber so an den Kindern hingen. Für Männer freilich — na, wenn's ein Junge war, ein Stammhalter, da ließ man sich's auch schon gefallen!

Seinen, über das Körbchen gebeugten Rücken aufrichtend, drehte er sich um und schaute zum Tisch hinüber. Er konnte Mine nicht deutlich sehen, es war dunkel. Mit vorgestreckter Hand ging er auf sie zu, da traf er ihre Wange.

„Mine,“ sagte er leise, „biste mer böje?“ und fakte wieder zu.

Sie stieß ihn von sich, und dann, als wenn sie auf diese Frage nur gewartet hätte, richtete sie sich aus ihrer zusammengefunkenen Haltung auf.

„Daß nur,“ sagte sie klanglos. „Es is nu mal so, wie 's is. En jeder hat sein Kreize.“

Er war weich, ihr freudloser Ton jagte ihm die Tränen in die Augen; sein Herz zog sich zusammen. „Ole —“ er stockte, so alt war sie doch eigentlich noch gar nicht — „Mine! Ich war betrunken!“

„Das warste.“

„Un fuchswild. Der Hund, der Seher, verpeßt hat er mich! Un gereizt hast Du mer auch noch! Un der Kopf tat mer weh zum Tollwerden!“

„'s tut mer ooch ofte was weh.“

„Sonst wär's nicht passiert. Wahrhaftig. Mine, 's wät nich passiert!“

„Diesmal nich, aber vielleicht en ander Mal.“

Sie sagte das alles ganz gelassen, aber nun schluchzte sie plötzlich laut auf: „Mein Küchenrahmen!“ Lauter Scherbseln Alles kaputt!“ Die Hände vors Gesicht schlagend, warf sie sich über den Küchentisch.

Er stand wie angedonnert bei ihrem Schmerz. „Mine!“ Mit bebenden Händen fuhr er ihr übers Haar. Mine!“ Und dann warf er sich bei ihr nieder, faßte sie um den Hals und schluchzte mit ihr.

„Ja, er war ein Dumy, ein miserabler Kerl, ein Hundsfott, nicht wert, daß ihn die Sonne beschien! So ein Kerl

durfte ja gar nicht auf seinen zwei Weinen frei herumgehen, der mußte im Loch sitzen! So ein Tagedieb, so ein Müßiggänger, so ein Sauffack, so ein Raufbold!

Er konnte sich nicht genug tun mit Selbstanklagen. Und dabei preßte er sie immer fester. Aber nun sollte sie mal sehen, nun kam es nie wieder vor, nun kriegte sie ein anderes Leben! Nun würde er arbeiten, wie toll und verrückt, für sie und die Kinder!

„Da — da hastel!“ Seinen heute erhaltenen letzten Wochenlohn aus der Tasche ziehend, preßte er ihr das Geld zwischen ihr Gesicht und die davor gehaltenen Hände. „Da — alles — alles! Ich will nicht für mich, ich behalte nicht — sei man bloß ruhig! Weine man nicht! Sag, daß du dich mehr dran denkst! Mine!“

Sie gab keine Antwort.

„Verzeih mir, 's war ja nicht böse gemeint! Sei doch de mer verzeihst!“

„Ich verzeih der!“

Er versuchte, sie zu küssen.

„De sollst ooch nicht mehr „Alle“ sagen,“ flüsterte sie schwach, immer noch von Schluchzen gestoßen, „sonst denk ich, geht mer'sch wie der Bartuschewskin!“

„Unsinn!“ Er verschrub sich hoch und teuer und küßte sie ab, daß ihr der Atem ausging. Sie sagte nichts, aber an dem Ziehen ihres Mundes merkte er, daß sie lächelte.

Jetzt war es auf einmal nicht mehr so dunkel in der Stube. — — —

„St. Sie, Madam Reichken,“ rief Bartuschewski am anderen Tag hinter Mine her. Was meenen Se woll, de Mieter haben mächtigen Krach gemacht von wejen Ihnen! Besonders die aus 'n ersten un zweeten Stock. Nu will Ihnen der Wirt raussetzen.“

„Weinswegen,“ sagte Mine stolz. Aber dann überkam sie der Schreck — sie wohnten so schön und verhältnismäßig so billig!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hader zweier Mirgoroder Größen.

10]

Von Nikolaus Gogol.

„Was Ihr da sagt!“ Dabei erhob der schiefäugige Iwan Iwanowitsch die Augen und legte die Arme übereinander. „Was nun beginnen? Wenn Personen mit guten Augen mit einander nicht in Frieden leben, wie sollte ich da mit meinem Schiefauge in Eintracht leben!“

Bei diesen Worten lachte alles laut auf. Der schiefäugige Iwan Iwanowitsch war eine sehr beliebte Persönlichkeit, weil seine Späße dem Geschmach der Leute entsprachen, ja sie schienen sogar einem hohen, hageren Manne in einem Friesrock und einem Plaster auf der Nase zu behagen, der gewöhnlich in einer Ecke saß und bei dem nie eine Muskel im Gesicht zuckte, selbst dann nicht, wenn sich ihm eine Fliege auf die Nase setzte. Er erhob sich jetzt von seinem Esplätzchen und näherte sich dem Hausen, der den schiefäugigen Iwan Iwanowitsch umgab.

„Hört!“ sagte der Schiefäugige, als er bemerkte, daß ihn eine zahlreiche Gesellschaft umringt hatte; „hört! Anstatt daß ihr jetzt weiter nichts tut, als mein Schiefauge betrachten, helft mir, unsere beiden Freunde zu versöhnen! Jetzt unterhält er sich mit den Frauen und Mädchen . . . schicken wir insgeheim zu Iwan Nikiforowitsch und stoßen wir sie einander in die Arme.“

Der Vorschlag des schiefäugigen Iwan Iwanowitsch wurde einstimmig angenommen und es wurde festgesetzt, unverweilt zu Iwan Nikiforowitsch zu schicken, um ihn zu bitten, doch ja zum Polizeimeister zu Tisch zu kommen. Jetzt aber kam die wichtige Frage, wem dieser kühne Auftrag anvertraut werden sollte? Alle schüttelten bedenklich die Köpfe. Es wurde lange gesritten, wer in der Diplomatie am gewandtesten und befähigsten sei, bis endlich einstimmig der Beschluß gefaßt wurde, diese Mission auf die Schultern des Anton Protopowitsch Golopus zu legen.

Vor allem wollen wir den Leser mit dieser merkwürdigen Persönlichkeit bekannt machen. Anton Protopowitsch war ein höchst tugendhafter Mann, und zwar in der vollen Bedeutung des Wortes. Gab ihm einer der ehrenwerthen Edelleute von Mirgorod eine Hofe oder ein Halsstuch, so bedankte er sich; verzehte ihm jemand einen leichten Nasenstüber — auch dann bedankte er sich. Fragte ihn jemand: „Warum, Anton Protopowitsch, ist denn Ihr Rock zimmetfarbig und die Aermel von blauer Farbe?“ dann antwortete er gewöhnlich: „Ihr habt auch einen solchen nicht! Wartet, wenn Ihr Euren abgetragen, gleich er dem meinigen.“ Und in der Tat nimmt das laue Tuch von der Wirkung der Sonne nach und nach die Zimmetfarbe an. Aber das ist eigentümlich, daß Anton Protopowitsch gewöhnlich im Sommer einen Tuchrock, und im Winter

einen Mantingittel trägt. Anton Protopowitsch besitzt kein eigenes Haus. Er besaß früher eines am Ende der Stadt, aber er verkaufte es und schaffte sich für den Kaufschilling ein Dreigeßpann von Braunschwinmeln mit einer Brittsche an, in der er zu dem Grundherren zu Gaste fuhr. Da ihm aber die Pferde viel Schererei machten und noch Hafer verlangten, tauschte sie Anton Protopowitsch gegen eine Geige und eine Dienstmagd ein, wobei er noch fünfundsanzig Rubel in Assignaten als Zugabe erhielt. Die Geige verkaufte er und die Magd tauschte er für einen Tabaksbeutel von Saffian ein, so daß niemand einen solchen Tabaksbeutel wie er besitzt. Für diesen Genuß mußte er seine Landreisen aufgeben, in der Stadt bleiben und sein Nachtlager in verschiedenen Häusern aufschlagen, besonders bei jenen Edelherrn, die ein Vergnügen daran fanden, ihm Nasenstüber zu geben. Anton Protopowitsch ist ein großes Ledermaul und versteht sich auf manche unschuldige Kartenspiele. Gehorchen gehörte von jeher zu seinen Haupttugenden, darum nahm er gleich Gut und Stod und machte sich unverzüglich auf den Weg.

Im Gehen begann er aber nachzudenken, auf welche Weise er wohl Iwan Nikiforowitsch bewegen könnte, die Assemblée zu besuchen. Der etwas heftige Charakter des sonst ehrenwerthen Mannes schien seinem Unternehmen fast keinen Erfolg zu versprechen. Und in der Tat, wie sollte Iwan Nikiforowitsch sich zum Besuche entschließen, wenn es ihm schon sehr beschwerlich war, sich nur vom Lager zu erheben? Doch angenommen, er erhebt sich; wie soll er sich dorthin begeben, wo sich, — was er ohne Zweifel weiß — sein unversöhnlicher Feind befindet? Je ernster Anton Protopowitsch die Sache in Betracht zog, um so mehr Hindernisse boten sich ihm. Es war ein schwüler Tag; die Sonne brannte, er war in Schweiß gebadet. Anton Protopowitsch war, wenn er sich auch Nasenstüber geben ließ, ein sehr schlauer Fuchs. (Nur in Tauschgeschäften zeigte er wenig Erfahrung.) Er wußte sehr wohl, wann er sich dumm zu stellen habe, und er verstand es sich in manche Verhältnisse und Umstände zu schicken, bei denen gar oft mancher kluge Kopf einen Wad geschossen hätte.

Gerade als sein erfinderischer Geist ein Mittel ausfindig gemacht, den Iwan Nikiforowitsch zu überzeugen, gerade als er in folge dessen tapfer zuschritt, machte ihn ein unerwarteter Umstand wieder ängstlich. Es kann nicht schaden, bei dieser Gelegenheit mitzuteilen, daß unter andern eines seiner Weinkleider die merkwürdige Eigenheit hatte, daß ihn immer die Hunde in die Waden bisßen, sobald er dieses Weinkleid anhatte. Zum Unglück hatte er an diesem Tage gerade dieses bissige Weinkleid angelegt, und richtig wurde sein Ohr, just als er sich seinen Reflexionen hingab, von einem furchtbaren Hundegebell beleidigt. Anton Protopowitsch erhob ein solches Geschrei (niemand vermochte lauter als er zu schreien), daß nicht nur unsere Bekannten, das alte Weib und der Bewohner des unmeßbaren Ueberrodes ihm entgegenliefen, sondern auch größere und kleinere Jungen aus dem Hofe des Iwan Iwanowitsch herbeistürzten. Zum Glück gelang es den Hunden nicht, ihn in eine Wade zu beißen, doch reichte schon dies hin seinen tapfern Sinn niederzuschlagen, so daß er mit einer gewissen Schüchternheit sich der Treppe näherte.

Siebentes und letztes Kapitel.

„Ach, Ihr seids? Warum heßt Ihr die Hunde?“ rief Iwan Nikiforowitsch aus, als er Anton Protopowitsch erblickte, denn mit Anton Protopowitsch trieb jeder seinen Scherz.

„Mögen sie alle verrecken! Wer heßt sie?“ erwiderte Anton Protopowitsch.

„Ihr lügt.“

„Bei Gott, nein! Peter Fedorowitsch läßt Euch zu Tische bitten!“

„Hml!“

„Bei Gott! Er hat so inländig, daß es sich nicht ausdrücken läßt. Was soll das heißen,“ sagte er; „Iwan Nikiforowitsch entfremdet sich mir, als ob ich sein Feind wäre; er läßt sich nie sehen, um gemächlich zu plaudern und etwas anzuzurufen.“

Iwan Nikiforowitsch glättete sein Kinn.

„Wenn,“ sagte er, „Iwan Nikiforowitsch auch jetzt nicht kommt, weiß ich nicht, was ich denken soll, dann trägt er mir gewiß einen Groll nach. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, Anton Protopowitsch, und reden Sie dem Iwan Nikiforowitsch ins Gewissen! — Nun, Iwan Nikiforowitsch? So kommt doch! Dort ist eine sehr seine Gesellschaft beisammen!“

Iwan Nikiforowitsch betrachtete sehr aufmerksam den Hahn, der auf der Treppe stand und aus voller Kehle krächte.

„Wenn Sie nur sehen möchten, Iwan Nikiforowitsch, welchen geräucherten Stör und welchen frischen Kaviar Peter Fedorowitsch bekommen,“ fuhr der dienstfertige Abgeordnete fort.

Bei diesen Worten wendete Iwan Nikiforowitsch rasch den Kopf um und begann aufmerksam zu horchen, was den Deputierten ermutigte.

„Gehen wir schnell; auch Thomas Gregorowitsch ist dort. Nun, was geschieht?“ fügte er hinzu, als er sah, daß Iwan Nikiforowitsch noch immer ruhig blieb. „Gehen wir oder nicht?“

„Ich mag nicht.“

Dieses „ich mag nicht“ frappierte Anton Protopowitsch; er dachte schon, daß seine überzeugenden Vorstellungen diesen übrigens so ehrenwerthen Mann zum Gehen betrogen hätten — und nun mußte er mit einem Male dieses entschiedene „ich mag nicht“ hören! „Aber warum mögen Sie denn nicht?“ fragte er fast mit

Verger (derselbe kam bei ihm nur höchst selten zum Vorschein, selbst wenn man ihm ein brennendes Blatt Papier auf den Kopf legte, woran der Richter und der Polizeimeister einen besonderen Ge- fallen fanden).

Zwan Nikiforowitsch nahm sich eine Priese.
„Mit Ihrer Erlaubnis, Zwan Nikiforowitsch, ich weiß nicht, was Sie zurückhält?“

„Warum sollte ich hingehen?“ sagte endlich Zwan Nikiforowitsch; „der Räuber wird ebenfalls dort sein!“

So nannte er gewöhnlich Zwan Zwanowitsch. Gerechter Gott! Und früher . . .

„Bei Gott, er wird nicht da sein! Er wird nicht da sein! Möge mich auf diesem Platze der Blich erschlagen!“ erwiderte Anton Protopowitsch, der zehnmal in der Stunde zu schwören bereit war. „Nun, so kommt, Zwan Nikiforowitsch!“

„Ihr lügt aber, Anton Protopowitsch, er ist dort!“

„Bei Gott, bei Gott nein! Ich will mich von diesem Fleck nicht fortziehen, wenn er dort ist! Urteilt selbst, warum sollte ich denn lügen! Arme und Weine sollen mir verdorren! . . . Nun, auch jetzt glaubt Ihr nicht? Ich will vor Euren Augen erstarren! Weder Vater noch Mutter noch ich selbst wollen das ewige Himmelreich schauen! Glaubt Ihr nun noch nicht?“

Zwan Nikiforowitsch beruhigte sich insolge dieser Versicherungen vollkommen und befahl seinem Kammerdiener im grenzenlosen Heberrode die Bluderhosen und den Kosatenrod aus Manting zu bringen. Ich denke, es ist vollkommen überflüssig zu beschreiben, auf welche Weise Zwan Nikiforowitsch die Bluderhosen angezogen, wie man ihm das Halstuch umgewunden und wie ihm endlich der Rod auf den Leib gebracht wurde, wobei der linke Ferkel platete. Genug, er beobachtete während dieser ganzen Zeit eine geziemende Ruhe und erwiderte kein Wort auf den Antrag des Anton Protopowitsch, etwas gegen seinen türkischen Tabaksbeutel auszutauschen.

Indessen erwartete die Versammlung ungeduldig den entscheidenden Moment, in dem Zwan Nikiforowitsch erscheinen und endlich der allgemeine Wunsch in Erfüllung gehen werde, die würdigen Männer versöhnt zu sehen. Viele waren fest überzeugt, daß Zwan Nikiforowitsch nicht kommen würde. Der Polizeimeister wollte sogar mit dem schiefhäufigen Zwan Zwanowitsch eine Wette eingehen, daß er nicht erscheinen werde. Es kam schließlich diese Wette nicht zu stande, weil der schiefhäufige Zwan Zwanowitsch verlangte, der Polizeimeister sollte sein angeschossenes Bein und er sein Schiefhäufigkeit als Bettobjekt einlegen, worüber der Polizeimeister sich sehr verlegt fühlte, während die Gesellschaft sich ins Hästchen lachte. Niemand setzte sich zu Tische, obgleich es schon zwei Uhr war, eine Tageszeit, in der ganz Mirgorod selbst bei außerordentlichen Gelegenheiten schon längst bei Tische sitzt.

Kaum zeigte sich Anton Protopowitsch an der Tür, als er im Augenblick von allen umringt war. Anton Protopowitsch beantwortete alle Fragen mit schreiender Stimme, die verhängnisvollen Worte aussprechend: Er kommt nicht! Ein Hagel von Wortwürfen, Scheltworten und vielleicht auch von Nasenstüchern sollte ihm für den Mißerfolg seiner Sendung zuteil werden, doch sie waren noch nicht ausgesprochen, als sich mit einem Mal die Tür öffnete und — Zwan Nikiforowitsch eintrat.

Wenn der Satan selbst oder ein Verstorbener erschienen wäre, er hätte keine solche Verwunderung hervorgerufen, als die unerwartete Ankunft des Zwan Nikiforowitsch. Anton Protopowitsch hielt sich nur die Seiten und schüttelte sich vor Lachen aus, weil er die ganze Gesellschaft zum besten gehabt habe.

Wie dem nun sei, jedenfalls erschien es allen kaum glaubhaft, daß Zwan Nikiforowitsch in so kurzer Zeit sich geziemend als Edelmann ausstatten konnte. Zwan Zwanowitsch hatte gerade das Zimmer verlassen. Das gesamte Publikum nahm, nachdem es sich von seinem Erstaunen erholt, Anteil an dem Wohlfinden des Zwan Nikiforowitsch und jeder drückte seine Freude über die Festzunahme des würdigen Herrn aus. Zwan Nikiforowitsch küßte sich mit jedem und sagte jedesmal: „Sehr verbunden.“

Indessen begann der Geruch des aufgetragenen Barschtsch den Gästen angenehm in den Nasen zu prickeln. Alles wälzte sich in den Speisesaal. Voraus kam ein langer Zug von Damen, schwächerer und schweigsamer, dicker und dünner, und die lange Tafel flimmerte in allen Farben. Ich werde nicht alle Schüsseln beschreiben, ich schweige von den Käsepirogen mit Rahm, von dem Getreide, das sich im Barschtsch schlängelte, von dem Truthahn mit Pflaumen und Rosinen, von der in saurer Sauce schwimmenden, einem Stiefel ähnlichen Speise, von den Saucen überhaupt, diesem Schwanengesange der früheren Küche, und besonders von der von Pflanzen umzingelten Mehlspeise, welche die Damen sehr unterhielt und zugleich erschreckte. Wie gesagt, ich schweige darüber, weil ich all das sehr gern genieße, aber nicht gern darüber viele Worte mache.

Inserem Zwan Zwanowitsch, nicht dem schiefhäufigen, schmiedte besonders ein Fisch in Meerrettigauce und er war ganz dieser mühsamen und nachhaftesten Beschäftigung hingegeben. Er sammelte vorsichtig die Gärten und legte sie auf den Teller, wobei er zufällig hinüberguckte. . . . Himmlischer Schöpfer! Wie merkwürdig! Ihm gegenüber sah Zwan Nikiforowitsch.

Zur selben Zeit blickte auch Zwan Nikiforowitsch auf. . . . Mein . . . Ich kann nicht weiter! . . . Gebt mir eine andere Feder! Meine Feder ist weiß, tot, die Spalte zu dünn für dieses Bild! . . . Ihre Gesichter erstarren von der sie getroffenen Bestürzung. Jeder von ihnen sah vor sich das ihm seit lange bekannte Antlitz eines

Freundes, dem er sich unwillkürlich nähern und mit den Worten: „Darf ich bitten?“ oder „Ist's nicht gefällig?“ eine Priese anbieten wollte; zu gleicher Zeit erschien aber jedem von ihnen dasselbe Antlitz schrecklich, als eine böse Vorbedeutung! Der Schweiß rann beiden in Strömen vom Gesicht.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im märkischen Museum.*)

I

Man darf es ruhig zugeben, daß Museumsbauten zu den schwierigsten Aufgaben gehören, die an einen Architekten gestellt werden können. Der Charakter als Sammelmagazin der verschiedenartigsten Gegenstände wird sich nur schwer verwirklichen lassen, besonders wenn das Gebäude nicht von vornherein seinem Zweck angepaßt wird, wie bei unseren meisten staatlichen Museen, in denen die ausgestellten Objekte bei der Anlage des Baues gar nicht gefragt wurden: sie können ja nachher sehen, wo sie bleiben. Eine zweckentsprechende, systematische und übersichtliche Anstellung der Sammlungen mit Hervorhebung des Wichtigsten ist dann natürlich in den meisten Fällen ausgeschlossen. Landes- und Provinzialmuseen sind in dieser Beziehung besser daran. Sie beschränken sich auf ein ziemlich einheitliches Gebiet, dessen Eigenart schon in der ganzen Anlage viel leichter zum Ausdruck gebracht werden kann. Die idealste Lösung dieser Aufgabe, die allerdings sehr viel Terrain beansprucht, stellen wohl die Freiluftmuseen dar, wie sie besonders in Schweden, in Lund und Stockholm, in vorbildlicher Weise angelegt sind; vielleicht daß sie auch einmal in Deutschland Nachahmung finden, wenn man das Land nicht mehr ausschließlich vom Standpunkt des Terrainspekulanten betrachtet und im kommunalen und staatlichen Haushalt kulturelle Fragen eine größere Rolle spielen als heute. Der Einfluß der Freiluftmuseen ist auch bei dem Märkischen Museum, einer der besten Schöpfungen des Stadtbaurats Hoffmann, nicht zu verkennen; wir haben hier gewissermaßen eine Konzentration der schwedischen Anlagen auf einen verhältnismäßig kleinen Raum mit den dadurch gebotenen Einschränkungen und Modifikationen. Der Bau präsentiert sich schon rein äußerlich als ein spezifisch märkisches Denkmal mit steter Betonung des märkischen Charakters. Von der Stralauer Brücke her der Anblick einer in kräftigem Ziegelbraun gehaltenen, würdig-ernsten Gotik mit ihrem massigen, schweren Turm, wie geschaffen, sich in dem leichten märkischen Sandboden festzuklammern; hinter den Säulen des skölnischen Paris aber lugt zwischen hellleuchtenden Blättern die freundliche Fassade eines verschwiegen-lauchigen Renaissancebaues hervor.

Ebenso spürt man im Innern des Gebäudes überall das Bemühen, den Raum den Dingen anzupassen, beide in Wechselwirkung zu bringen, so daß sie ein einheitliches Ganzes bilden. Die Sammlungen sind übersichtlich angeordnet und aus der Fülle des vorhandenen Materials ist nur das Charakteristische ausgewählt, während das übrige in besonderen Räumen zu Studienzwecken aufbewahrt wird, so daß der Besucher sich nicht wie in anderen Museen hilflos einer Unmasse von ähnlichen Objekten gegenüberzieht, sondern gleich auf das Typische hingewiesen wird.

Natürlich finden sich trotzdem noch hier und da Mängel und verbesserungsfähige Unvollkommenheiten, wie sie bei einer erst so kurze Zeit bestehenden Anlage wohl begreiflich sind, und es mag hier wie auch in den nachfolgenden Aufsätzen gestattet sein, der Verwaltung einige Anregungen zu geben. So ist es in der im Souterrain untergebrachten prähistorischen Abteilung selbst für Leute mit guten Augen einfach ausgeschlossen, die in den Mittelvitruinen oder nicht unmittelbar am Fenster ausgestellten Gegenstände zu betrachten, geschweige die Erklärungen auf den Etiketten zu lesen: viele Besucher lehnen hier enttäuscht um, weil es zu dunkel ist. Allzuäufser dürfte es doch nicht sein, hier für die nötige Beleuchtung zu sorgen! Ueberhaupt die Beleuchtung! Ein jedes moderne Museum müßte sie in allen Räumen aufweisen, damit auch den am Tage in der Industrie oder im Bureau beschäftigten Personen der Besuch dieser Art Bildungsinstitute am Abend ermöglicht wird. Die Besuchszeit von 10—3 Uhr — zumal wenn, wie es die Regel geworden zu sein scheint, die Aufsichtsbeamten schon zwischen 1/2 und 3/4 Uhr das Publikum zum Verlassen der Räume auffordern — ist so unglücklich wie möglich gewählt. Berlin könnte hier wirklich einmal mit gutem Beispiel vorangehen.

Ferner besitzt das Märkische Museum einen sehr hübschen Vortragsaal; wäre es nicht möglich, hier regelmäßig, wie es im Kunstgewerbemuseum und im Institut für Meereskunde geschieht, der Allgemeinheit zugängliche Lichtbildervorträge über märkische Thematika zu veranstalten? Es gibt weite Kreise, die derartigen Vorträgen ein großes Interesse entgegenbringen. Das Märkische Museum müßte zugleich eine Zentrale für alle Freunde der Mark sein.

*) Diese Führung durch das Märkische Museum, das täglich (außer Freitag und Sonnabend) von 11—3 Uhr geöffnet ist, wird in den nächsten Wochen fortgesetzt, und zwar wird ein in sich abgeschlossener Artikel jeweils am Sonnabend erscheinen. Wer das Museum nicht so oft zu besuchen gedenkt, tut gut, die einzelnen Führungen aufzubewahren.

Der Hauptwert eines Provinzialmuseums liegt darin, daß es eine hervorragende Bildungsstätte für die einheimische Bevölkerung darstellt.

Zu dem allgemeinen tritt hier das überall stark ausgeprägte Lokalinteresse; unwillkürlich wird die Neugier zu einer kritisch nachprüfenden Betrachtung. Vieles, an dem man draußen achtlos vorbeigegangen, taucht hier aus der Erinnerung auf und verbindet sich mit dem hier Beschauten zu einem zusammenhängenden Bilde.

Wer einigermaßen die Mark kennt, wer ihre Natur beobachtet hat, wem ihre kulturelle Entwicklung, ihre geschichtlichen Schicksale vor Augen stehen, für den ist es ein einzigartiger Genuss, diese Räume zu durchwandern; keine illustrierte Heimatkunde, und seien die Bilder noch so gut und noch so zahlreich, kann sich damit messen. Aber wie wenige kennen die Mark! Wie gering sind die Kenntnisse, die unsere Schulen über die märkische Heimat vermitteln! Nur selten gehen sie über Höhenzollerndaten und -taten hinaus, für alles andere ist keine Zeit. Diese Lücke, soweit es der beschränkte Raum einer Tageszeitung zuläßt, wenigstens etwas auszufüllen, soll in folgendem versucht werden. Nicht als ob dadurch der von der Verwaltung herausgegebene Führer, der in seiner Art als Katalog gut und dabei doch billig ist, entbehrlich gemacht werden soll; wir wollen vielmehr in einer Reihe von Bildern mit wenigen Strichen die natürliche und kulturgeschichtliche Entwicklung der Mark festzuhalten suchen. Was tot und starr in den Kästen und Schränken des Museums aufbewahrt wird, soll auferstehen und davon zeugen, wie die Mark zu dem ward, was sie heute ist.

1. Der Boden der Mark (Raum 10—14).

Neben Proben der einzelnen Gesteinsarten und den Fossilien der verschiedenen Erdperioden verdienen die ausgestellten Karten und die Photographien an den Wänden gleichmäßige Beachtung. Vielleicht entschließt sich die Verwaltung zu einer Vermehrung des Bildermaterials. Nicht etwa durch Plakatierung der Wände; aber es dürfte sich doch sowohl in der geologischen wie auch in der biologischen und schließlich auch in anderen Abteilungen ein kleines Pläthchen an einem Fenster finden zur Aufstellung eines mit einer Drehvorrichtung versehenen Spektroskops oder Diopters, wie sie z. B. mehrfach in Museen für Völkerkunde im Gebrauch sind. Abbildungen von charakteristischen Landschaften, Tieren (in Aufnahmen nach dem Leben, am besten in natürlichen Farben), Menschen- und Häufertypen, Kirchen, Dorfanlagen, Gewerben usw., zu Serien vereinigt, dürften von hohem instruktiven Wert sein und den Beifall aller Besucher finden.

Seit den ersten Tagen der menschlichen Kultur ging die ganze Tendenz ihrer Entwicklung darauf aus, die Natur dem Menschen dienstbar zu machen; zuerst wurden mehr ihre Produkte, heute werden vorwiegend die Naturkräfte ausgebeutet. Trotzdem ist die Abhängigkeit des Menschen von der Natur geblieben. Wie die ganze politische Geschichte, die ganze Entwicklung unseres Geisteslebens gewissermaßen nur ein Extrakt der jeweiligen ökonomischen Verhältnisse ist, so beruhen diese wiederum auf dem natürlichen Fundament des Bodens und des Klimas; eine Wirtschaftsgeschichte ohne Berücksichtigung dieser beiden Faktoren ist ein Unding. Sie üben ihren Einfluß nicht allein auf die Tiere und Pflanzen, sondern auch auf den Menschen. Gerade die Geologie ist befaßt, viele Erscheinungen in unserem Wirtschaftsleben zu erklären. So richtet sich je nach der Zusammensetzung des Bodens seine Bewirtschaftung. In der Mark mit ihren weiten, wenig ergiebigen Sandtreden lohnen nur wenige und erst spät der Besiedelung zugänglich gemachte Gegenden, wie Ober- und Wartenbruch, den kleinbäuerlichen Betrieb. Die Folge war in den Zeiten, als der Ackerbau noch die Haupterwerbsquelle war, eine dünne Bevölkerung und erstens Bewirtschaftung des Bodens. Die Bodengefalt eines Landes begünstigt oder erschwert den Verkehr und damit den Handel; deshalb erlangte die Mark ihre große Bedeutung im Zeitalter der Industrie infolge ihrer bequemen Zugänglichkeit; ein verzweigtes Netz schiffbarer Wasserstraßen ermöglichte einen billigen Transport, und da die Niveauunterschiede in der Mark durchweg sehr gering sind, so stellten sich dem Bau von Eisenbahnen keine Schwierigkeiten entgegen. Die Industrie aber ist abhängig von den Schätzen des Bodens; und die Mark bringt Lehm und Kalk zum Bauen, Braunkohlen zur Feuerung, ganz abgesehen von dem größten bisher bekannten Steinsalzlager der Erde bei Eperenberg, südlich von Berlin, das aber vorläufig noch nicht ausgebeutet wird.

Ziemlich gleichmäßig breitet sich über die ganze Mark Brandenburg eine Decke aus Sand und Lehm, gleichsam den Torso eines früher hier vorhandenen höheren Gebirges verhüllend, das tief unten begraben liegt und von dem nur einzelne spärliche Reste hier und da zutage treten. Unsere Mark ist der westlichste Ausläufer der ungeheuren russischen Tafelsholle, in ihren einzelnen Schichten allerdings nicht so ungestört wie dort; denn hier übte noch die Faltungsgenergie der mitteldeutschen Gebirgszüge ihre Wirkung aus, schuf Grabeneinbrüche und Vertiefungen — es ist nicht unwahrscheinlich, daß verschiedene tiefergelegene Stellen wie das Oderbruch ursprünglich hierauf zurückgehen — und türmte Schollen wie die der Aldersborfer Kalkinsel hoch empor. Jedenfalls aber ist der Boden der Mark so erdvürdig alt und gefestigt, daß hier eine gebirgsbildende Tätigkeit und damit Erdbeben und ähnliche Katastrophen, die nur geologisch jüngere Gebiete unserer Erde treffen, nicht zu erwarten sind.

Die zunehmende Verödung unserer heimischen Natur beklagt ein Aufsatz des Zoologen Dr. Kurt Floeride im neuesten Hefte des „Kosmos“. „Niemand wohl“, heißt es dort, „hat der Mensch unsinniger, grausamer und rücksichtsloser unter der Tier- und Pflanzenwelt gehaust, als während der letzten fünf Jahrzehnte“. Es ist in der Tat eine grausame Ironie des Schicksals, daß gerade in dem vielgerühmten Zeitalter der Naturwissenschaften diese Verhinzung der Natur vor sich gegangen ist, die der Verfasser eingehend schildert. Zunächst wurden von der Ausrottung natürlich die Tierarten betroffen, „die von der Natur aus infolge ihrer Nahrung als Mitbewerber für den egoistischen und engherzigen Menschen in Betracht kommen, also vor allem die Raubtiere und Fischfresser. Wo sind sie hin, die Reiher- und Kormoran-Kolonien, die Varen, Luchse, Wildkätzchen, Mörze und so viele andere, wo sind die Steinadler geblieben und die Bartgeier, an deren herrlichem Fluge sich noch vor ein paar Jahrzehnten jeder Besucher der Alpen erfreuen konnte? In die entlegensten Wildnisse sind sie verdrängt, und auch dorthin folgt ihnen unerbittlich der Jäger.“ So haben auch die Fischereiberechtigten selbst der harmlosen Wasseramsel und dem wunderschönen Eisvogel, diesem fliegenden Edelstein unserer Gewässer, den Krieg erklärt“ — kein Wunder, daß unsere Natur unter diesem schonungslosen Kampfe immer mehr verodet, und daß es in unseren Wäldern und Fluren unheimlich still zu werden beginnt.

„Nedoch die Natur läßt sich nicht spotten, sich nicht ungestraft vergelten. Sie wehrt sich gegen die selbstsüchtige Herrschaft, die der Mensch über sie ausüben möchte, und schon machen sich allenthalben die schädlichen Folgen dieser kurzfristigen und einseitigen Behandlung geltend, die ihr gegenüber Platz gegriffen hat. Die Wälder liefern nicht die Erträge, auf die der Forstmann glaubte rechnen zu dürfen, denn die Verwandlung in einfrörmige, gleichmäßig abgeholzte Bestände bot der verheerenden Gewalt der Stürme freies Spiel, begünstigte den Ausbruch von allerlei Pflanzenkrankheiten und die unheimliche Vermehrung der verschiedensten forstschädlichen Insekten; die Vernichtung des Unterholzes hat in vielen Gegenden schwere klimatische Nachteile mit sich gebracht. Die rasche Abnahme der Singvögel hat ein Ueberhandnehmen der Pflanzenschädlinge in der Herbstwelt bewirkt, und selbst die schonungslose Vernichtung des Raubzeuges ist nicht ohne verhängnisvolle Folgen geblieben. . . . Unsere Zeit hat manche neuen Werte moralischer und ästhetischer Art geprägt, die sich rasch entwickelt haben. So ist es auch mit der Naturschutzbewegung gegangen. . . . Und es war auch höchste Zeit, daß in dieser Beziehung eine Aenderung eintrat. Der Ruf „Zurück zur Natur“ erschallt immer mächtiger, und immer gewaltiger wird die Sehnsucht, die uns unwillkürlich zurückzieht zur Mutter und ihren Geschöpfen. . . . Vorgesrittene Geister haben das Nützlichkeitsprinzip als völlig ungenügend verworfen. Wir wollen z. B. einen Vogel nicht deshalb schützen, weil er vielleicht schädliche Insekten vertilgt, sondern wir wollen den Vogel schützen um des Vogels selbst willen, weil er in seiner Art ein herrliches Geschöpf ist, ein Dichtergedanke gewissermaßen der schaffenden Natur, weil ohne die anmutigen Bewegungen, die bunten Farben und die lieblichen Gesänge unserer Vögel unsere Wälder und Fluren unendlich öde, tot und traurig erscheinen würden.

Deshalb trachtet die moderne Naturschutzbewegung, alle Geschöpfe nach Möglichkeit zu erhalten, ganz besonders aber solche, die durch unsere Kultur schon dem Aussterben nahe gebracht worden sind, gleichviel, ob sie dieser Kultur nützlich oder schädlich sind. Und wie mit den Tieren, so verhält es sich auch mit den Pflanzen. Keinen unserer herrlichen kraftstrotzenden Waldbäume, keines der lieblichen Blumenkinder möchten wir in unseren Forsten missen. Alles bildet ja ein zusammengehöriges, unauflösliches Ganzes, und eben dieses Ganzes wollen wir uns erhalten, wenn es natürlich auch nur streckenweise und in kleinen Restbeständen möglich sein wird. Die neueste Richtung der Naturschutzbewegung geht deshalb darauf hinaus, Naturreserve zu schaffen, und kleine Anfänge dazu sind ja auch schon gemacht worden. Aber bei alledem, so schön und so wertvoll und so nachahmenswert es auch ist, handelt es sich immer nur um kleine Fleckchen Erde, deren Erhaltung zwar die Rettung eines hübschen Naturbildes bedeutet, der unendlichen Not des Ganzen gegenüber aber doch niemals von nachhaltiger Wirkung sein kann. Und doch muß gerade in der Erhaltung des Ganzen, des typischen Landschaftsbildes mit seiner gesamten Fauna und Flora unsere Hauptaufgabe liegen, in der Schaffung eines möglichst großen Naturschutzparks, also eine Art Yellowstone-Park im kleinen!

Dazu mitzuwirken, lädt nun ein Aufruf des „Kosmos“ seine Mitglieder und alle Freunde der heimischen Natur, im Verein mit dem „Direktbund“ und dem „Oesterreichischen Reichsbund für Vogelschutz, Wien“, ein.

Der „Kosmos“, dessen Geschäftsstelle (Stuttgart, Pfäfersstr. 5) gerne nähere Auskunft erteilt, hat sich bereit erklärt, bis auf weiteres alle Vorarbeiten unentgeltlich zu besorgen. Sobald für gesicherte Weiterentwicklung Gewähr gegeben ist, wird er dann zurücktreten, um die fernere Ausgestaltung einer eigenen Organisation zu überlassen.